



## Das Buch

*Aus Eindrücken, die Schack auf seinen Reisen sammelt, den Gesprächen, die er mit Leuten führt, welche zufällig seinen Weg kreuzen, formt Schack, der politische Globe-trotter, seine Texte. Die Entdeckung der Welt offenbart ihm jene Welt, aus der er kommt: Deutschland/Europa. Das scheinbar Unpolitische wird dadurch sehr politisch.*

## Der Autor

*Ramon Schack, am 18. Juni 1971 in Kiel geboren, ist ein deutscher Journalist. Schack studierte Politische Wissenschaft, Völkerrecht und Osteuropastudien. Er berichtete als Korrespondent unter anderem aus Iran, Irak, El Salvador, Ecuador, Russland, der Ukraine und Äthiopien. Große Aufmerksamkeit erlangte sein Interviewbuch mit Peter Scholl-Latour 2015. Seit Sommer 2018 moderiert er den Video-Podcast Impulsiv TV. Aktuell arbeitet er für die Berliner Zeitung.*

Ramon Schack

# Das Zeitalter der Idiotie

Wie Europa seine Zukunft verspielt

Reportagen

**edition ost**

# Inhalt

Vorwort .....	7
<i>Sri Lanka, Juli 2023</i>	
Über den Dächern von Colombo .....	17
An den Stränden von Negombo .....	28
<i>Kasachstan, Juni 2023</i>	
Die Welt trifft sich in Astana .....	37
<i>Ägypten, Februar 2023</i>	
Auf dem Tahrir-Platz .....	67
<i>Europa und Asien, Dezember 2018 bis Oktober 2022</i>	
Vom Nordirak nach Niedersachsen .....	75
<i>Deutschland, Mai 2022</i>	
Besuch in Bad Oldesloe .....	85
<i>Irak, Dezember 2018</i>	
Weihnachten bei den Peschmerga .....	93
<i>Indonesien, Mai 2019</i>	
Unterschätzter Riese .....	111

<i>Malaysia, Juli 2019</i>	
»Wir leben hier zwischen, nicht auf den Bäumen«	123
<i>Neuseeland, Mai 2018</i>	
»Wir sind die heimliche Hauptstadt Polynesiens«	129
<i>Ecuador, Dezember 2017</i>	
»Unsere Zukunft kommt noch ganz sicher«	139
<i>El Salvador, Oktober 2017</i>	
In der gefährlichsten Stadt der Welt	147
<i>Cleveland/Ohio, Juni 2017</i>	
»Trump bringt uns das Geld zurück«	157
<i>Iran, Juli 2016</i>	
»In welcher Hälfte leben wir?«	165
<i>Äthiopien, Dezember 2014</i>	
Eine Havanna in Harar	175
Dire Dawa	181
<i>Unterwegs in Asien, Sommer 2014</i>	
Zwischen Peking und Moskau	187
Ulan Ude	192
Irkutsk	198
<i>Südkaucasus, April 2014</i>	
Armenien betet, Aserbaidshon boomt	207
Epilog	217

*Sri Lanka, Juli 2023*

## Über den Dächern von Colombo

In dem kleinen Pool, auf der Dachterrasse des Hotels Radisson, herrscht dichtes Gedränge. Eine Gruppe indischer Touristen hat sich dort breitgemacht, mit Bierflaschen in der Hand, filmt und fotografiert sich dabei unentwegt. Meinen Plan, hier oben im Pool ein paar Bahnen zu ziehen, habe ich schnell verworfen und stelle fest, dass sich neureiche Inder so benehmen, wie es Neureiche überall auf der Welt tun.

Ich lasse meinen Blick über die Dächer von Colombo schweifen. Die Aussicht ist beeindruckend, das Hotel liegt fast am Indischen Ozean, der Zugang zum Meer wird nur von einer Hauptstraße und einer Bahnschiene unterbrochen, auf der regelmäßig die Pendlerzüge verkehren. Colombo habe ich bei meinen Streifzügen als eine überaus lebendige und dynamische Stadt kennengelernt, deren internationales Renommee wahrscheinlich ausbaufähig ist. Von Spannungen zwischen Ethnien und Religionsgemeinschaften bekommen die Touristen nichts mit, die kulturelle Vielfalt wirkt anregend und harmonisch. Zumindest auf dem ersten Blick. Die Tatsache, dass Colombo 2022 von schweren Unruhen erschüttert wurde, die immerhin zum Sturz der Regierung führten, merkt man nicht.

Im Gegensatz zu den ausufernden Megacities im benachbarten Indien, die teilweise mehr Einwohner zählen als Sri Lanka insgesamt, sieht man in Colombo kein himmelschreiendes Elend oder ausufernde Slums, obschon der Alltag der meisten Menschen sich auf einem bescheidenen sozialen Niveau abspielt.

Es mag als ein seltsamer Einfall erscheinen, ein Buch, das den Untertitel trägt »Wie Europa seine Zukunft verspielt«, ausgerechnet auf dieser Insel zu beginnen, die – umspült vom Indischen Ozean – in unmittelbarer Nachbarschaft zum indischen Subkontinent liegt. Die Strategen in der EU und der NATO haben die Region des Indopazifik, zu der Sri Lanka gehört, zu ihrem Aufmarschgebiet erklärt, als Ausdruck einer immensen geostrategischen Überdehnung, ja als das drohende Scheitern eines strategischen Entwurfs, von denen der Westen in den letzten Jahren einige hinnehmen musste.

Es war der indische Marinestrategie Gurpreet S. Khurana, der Anfang 2007 den Begriff »Indopazifik« erfand und in die geopolitische Debatte brachte. Inzwischen wurde diese Begrifflichkeit – ganz zum Entsetzen des Urhebers – umgedeutet. Die Wortschöpfung geschah mit dem Ziel, den indischen Subkontinent weltweit strategisch mit den Boom-Regionen Ostasiens am Pazifik in Verbindung zu bringen, was den Anspruch Indiens unterstreichen sollte, der Volksrepublik China auf dem Weg zum Status einer Weltmacht zu folgen.

Traditionell wurden die Anrainerstaaten des Indischen Ozeans – präziser: die asiatischen Anrainerstaaten, denn dieser Ozean reicht bis zu den Küsten Ost-Afrikas

und West-Australiens – als *Süd-Asien* und getrennt von den südost- und ostasiatischen Anrainerstaaten des Pazifiks betrachtet. Bei dem Begriff »Indopazifik« handelt es sich also um einen relativ neuen Begriff, der aber an Bedeutung gewinnt und daher eine immer stärkere Verwendung findet.

Der deutsche Außenminister Heiko Maas schien vom »Indopazifik« geradezu fasziniert, als sei er der Außenminister eines Anrainerstaates und nicht der Bundesrepublik Deutschland, die ja bekanntlich eher im Herzen Europas liegt.

Erstaunlich ist es auf jeden Fall, wie viel Energie und Aufmerksamkeit Maas diesen fernen Gefilden widmete, wo doch schon vor dem Ukraine-Krieg 2022 inner- und außerhalb der EU sich die Konflikte zuspitzten und ungelöste Krisenherde auf diplomatische Lösungen harrten. In Ermangelung eigener außenpolitischer Zielsetzungen *von Wert* folgte Nachfolgerin Annalena Baerbock den geopolitischen Fußstapfen ihres Vorgängers. Frei von Selbstzweifeln, die ja auch eher als Eigenschaft reflektierter Individuen gilt, soll also an den Gestaden Asiens »unsere Freiheit« ebenso verteidigt werden wie einst am Hindukusch.

»Der Indopazifik ist eine Priorität der deutschen Außenpolitik«, ließ Maas während seiner Amtszeit von 2018 bis 2021 verlautbaren, Frau Baerbock folgt dieser Devise. Nicht die Ost- und die Nordsee, deren Anrainer die Bundesrepublik ist, nicht das Mittelmeer, welches die EU-Staaten mit Nordafrika und dem Nahen Osten verbindet, auch nicht der Atlantik, der angeblich



Europa und die USA in einem Verteidigungspakt namens NATO transatlantisch verbündet, sondern geradezu zusammenschweißt – der »Indopazifik« ist es. Die Bewohner und die Regierungen in Süd- und Ostasien werden diese Äußerung Baerbocks mit Erstaunen vernommen haben, gewiss auch viele Beobachter in Europa. Man stelle sich vor, der russische Außenminister hätte die Alpenregion zur Priorität der russischen Regierung erklärt, oder sein chinesischer Amtskollege die Ostsee. Der Aufschrei wäre gewaltig.

Auf der Website des Auswärtigen Amtes war man daher auch um einen etwas diplomatischeren Ton bemüht: »In den vergangenen Jahren hat der indopazifische Raum wirtschaftlich und politisch erheblich an Bedeutung gewonnen. Die Bundesregierung stellt nun die Weichen für ihre künftige Politik mit den Ländern im Indopazifik.«

Das ist zweifelsohne richtig – und wichtig wäre es daher, zu allen Staaten in dieser Region vernünftige und freundschaftliche Beziehungen zu entwickeln und zu pflegen, ohne gleich diese bedeutende Weltregion mit ihrem immensen demographischen und ökonomischen Potential gleich zur obersten »Priorität Berlins« zu erheben. Man kann den Eindruck gewinnen, im Auswärtigen Amt hätte man schon lange Zeit keine Kartenkunde mehr betrieben, denn in dem Text auf der Homepage heißt es weiter: »Geopolitische Machtverschiebungen im Indopazifik haben auch unmittelbare Auswirkungen auf Deutschland: Die Volkswirtschaften im europäischen und im indopazifischen Raum sind durch globale

Lieferketten eng miteinander vernetzt. Wichtige Handelsrouten führen durch den Indischen Ozean, das Südchinesische Meer und den Pazifik. Wenn Konflikte in der Region die Sicherheit und Stabilität dort beeinträchtigen, hat das auch für Deutschland Folgen.«

Vor allem hat es für Deutschland Folgen, wenn in unserer unmittelbaren Nachbarschaft Sicherheit und Stabilität gefährdet sind, weil durch falsche außenpolitische Ansätze und in transatlantischer Nibelungentreue neue Brandherde geschaffen werden, wenn auf Geheiß Washingtons die EU ihr Verhältnis zu Russland und zu China belastet und deutsche und westliche Rüstungsfirmen Konflikte anheizen. Aber auf solche Formulierungen verzichtet man im Auswärtigen Amt. Zusammenhänge dieser Art werden nicht hergestellt oder gar öffentlich gemacht.

Studiert man die Erklärungen auf der Homepage des Auswärtigen Amtes weiter – oder lauscht wahlweise ergriffen oder erschüttert den gleichermaßen brandgefährlichen wie unbedarften Formulierungen von Baerbock –, so könnte, wenn man es nicht besser wüsste, der Eindruck entstehen, es handele sich bei Staaten in der *Region Indopazifik* um irgendwelche Kolonien oder Bananenrepubliken, die nur darauf warteten, mit Berlins Außenpolitik auf den richtigen Weg zurückgeleitet zu werden. Dabei geht es doch unter anderem um die Milliardenvölker Indien und China.

Aber das Dilemma ist noch vielschichtiger.

So war man unter Heiko Maas im Auswärtigen Amt daran interessiert, nicht nur in der Hemisphäre Pekings,

Moskaus, Delhis oder Tokios Sicherheit und Stabilität zu garantieren, also all das, was in und um Europa nicht gelingt, sondern auch Vietnam in die strategischen Interessen einzubinden. Vietnam als Prellbock gegen die Volksrepublik China ...

Was für eine deutsche Hybris, denke ich, während ich mir an der Bar einen neuen Drink mixen lasse. Diese außenpolitischen Winkelzüge in Richtung Süd- und Ostasien entsprechen in keiner Weise den Interessen der Bundesrepublik, der EU oder Europas. Sie sind ein geopolitisches Vabanquespiel und im direkten strategischen Interesse der USA. Im Rahmen der zu beobachtenden Frontstellung Washingtons gegen Peking übernimmt das Auswärtige Amt eine willfährige Rolle.

Meine Gedankenspiele werden unterbrochen. Der Kellner erkundigt sich nach meiner Nationalität.

»Germany«, sagt er anerkennend und bringt damit eine Wertschätzung zum Ausdruck, wie sie immer noch sehr viele Menschen auf Sri Lanka für die Bundesrepublik empfinden.

Wie steht es um diesen Inselstaat, der sich vor einem Jahr noch am Abgrund bewegte und nach Aussage des seinerzeitigen Ministers für Tourismus, des relativ jungen Christen Harin Fernando, um seine Existenz kämpfte? Bei meiner Reise durch Sri Lanka in den vergangenen Tagen, von der Westküste über das Landesinnere, hin zu den tamilischen Gebieten an der Ostküste, machte das Land auf mich einen recht gesunden Eindruck – auch gerade im Verhältnis zum benachbarten Indien, wo in vielen Landesteilen und insbesondere in



*Colombo, Hauptstadt Sri Lankas: Blick vom Hoteldach*

den Elendsgebieten der Metropolen eine schreckliche Armut herrscht. Und dies trotz der rasant wachsenden Mittelschicht und des phänomenalen globalen Aufstieges Indiens. Im Vergleich dazu wirken die sozialen Verhältnisse in Sri Lanka trotz der ökonomischen Schwierigkeiten noch sehr erträglich.

Während sich die Inder weiterhin lautstark im Pool vergnügen, blättere ich im *Sunday Observer*, der großen englischsprachigen Wochenzeitung, welche ich auf der Galle Road an einem Kiosk erworben hatte. Das Blatt gefällt mir, bietet geopolitische Analysen und Informationen, ohne die Leserinnen und Leser mit Nebensächlichkeiten oder Zeitgeist-Themen zu drangsalieren, wie es viele deutsche Leitmedien heutzutage zu tun pflegen. Während ich mich auf einen Artikel zu konzentrieren versuche, in dem es um den Blitzbesuch des japanischen Außenministers Hayashi und des französischen Präsi-

denten Macron in Colombo geht, fällt mir auf, dass ich ich von einem älteren, elegant wirkenden Herren am Nebentisch intensiv beobachtet werde.

»Sie haben Geschmack«, sagt der Mann in meine Richtung. »Es ist die einzig lesbare Zeitung hierzulande.« Der Mann lächelt, stellt sich als *Alex* vor, ehemaliger Pilot der *Lanka Airline*, wie die Fluggesellschaft *SriLankan Airlines* einst hieß. Jetzt sei er als Investment-Banker tätig. Ich schätze ihn auf Ende 60.

»Früher habe ich regelmäßig den *Sunday Leader* gelesen, die informativste und kritischste Zeitung, die es jemals in Sri Lanka gab«, sagt er. »Gegründet wurde das Blatt von einem Journalisten, wie es nicht viele gibt. Lasantha Wickrematunge war bekannt für seine furchtlosen Angriffe auf den Staatspräsidenten, den er mit Vornamen ansprach, weil er ihn persönlich kannte. 2009 wurde er ermordet.«

Ich erinnere mich, dass Lasantha Wickrematunge die Korruption in der Regierung und den Krieg gegen die tamilischen Rebellen anprangerte, sich aber dabei der Mittel bediente, die einem demokratischen Staat nicht angemessen sind. Unmittelbar vor seiner Ermordung hatte er zudem Späße über seine Gefährdung gemacht und stets Erstaunen darüber bekundet, dass er seinen jeweils letzten Artikel überlebt habe. Am 8. Januar 2009 war sein Auto von bewaffneten Männern in Colombo gestoppt worden. Sie feuerten auf ihn; wenig später erlag er im Krankenhaus seinen Verletzungen. Wickrematunge, um den zahlreiche Menschen öffentlich trauerten, wurde 52 Jahre alt und hinterließ drei Kinder.

»Die Tatsache, dass der Mord in Nähe einer Kaserne erfolgt war, nährte die Spekulationen, dass die Regierung hinter dem Anschlag steckte«, sagt der Investment-Banker. »Wickrematunge war nicht das erste Opfer. Vor ihm starben zahlreiche Kollegen.«

Wir beide schweigen, Alex nippt an seinem Drink. »Ein Freund der Rebellen war Wickrematunge nicht; als ›blutdurstig und skrupellos‹ bezeichnete er sie in seinem letzten Artikel, der posthum veröffentlicht wurde. Den Text, der einem Vermächtnis gleichkommt, habe ich zuhause an die Wand gehängt. Er ist ein Dokument mutigen Journalismus, entstanden in einem Staat, der im Schatten der Weltöffentlichkeit die offene Gesellschaft demontiert.«

In der Zwischenzeit blicke ich auf mein Smartphone, wo das Ergebnis meiner Google-Recherche sichtbar ist. »Wenn ich schließlich getötet sein werde, ist es die Regierung gewesen, die mich getötet hat«, schrieb Wickrematunge in dem von Alex erwähnten Beitrag. »Kein Beruf verlangt von einem, dass man sein Leben für ihn lässt. Das tut nur die Armee und, in Sri Lanka, der Journalismus. Im Lauf der letzten Jahre sind die unabhängigen Medien des Landes immer stärker unter Beschuss geraten. Medienhäuser sind angegriffen worden: angezündet, bombardiert, abgesperrt, genötigt. Unzählige Journalisten sind drangsaliert, bedroht und getötet worden. Mir war es eine Ehre, in diese Kategorien zu passen – und nun vor allem zur letzteren.«

Alex aus der singhalesischen Oberschicht lächelt milde, als ich ihm meine relativen positiven Impressio-

nen wiedergebe, die ich bei meiner Reise durch Sri Lanka gewonnen hatte.

»Wissen Sie«, sagt er, nachdem er sich beim vorbeieilenden Kellner einen neuen, seinen dritten *Moscow Mule* bestellt hatte, »die Krise des vergangenen Jahres kam weder plötzlich noch ist sie vorbei. Sri Lankas chronische Krankheit heißt Korruption, eine Krankheit die alle Bereiche unserer Gesellschaft durchdringt.«

Seine Ausführungen werden von lautstarken Beats unterbrochen, die aus den Smartphones der indischen Gäste am Pool dröhnen. Einer der Kellner nimmt sich schnell der Ruhestörung an, und nach einigen Protestlauten er stirbt der Soundtrack aus irgendeinem Bollywood-Film.



*Die aufstrebende indische Mittelschicht macht lautstark Urlaub auf Sri Lanka*

»Schauen Sie sich unsere indischen Freunde hier an«, grummelt mein Bar-Nachbar. »Die neue, aufstrebende Mittelschicht hält immer noch den *American Way of Life* für das erstrebenswerte Maß aller Dinge und versucht die US-Mittelschicht zu imitieren. Da sind mir doch die Chinesen aus der Volksrepublik lieber, die wenigstens ihren Stolz bewahren.«

Was die antichinesischen Demonstrationen des letzten Jahres angehe, so glaube er, dass diese vom Westen inszeniert wurden mit der Absicht, den Einfluss Chinas in Sri Lanka zu reduzieren. »Eine Volkserhebung aber war das nicht. Das Schicksal Sri Lankas vesteht sich eben darin, in einer Art Schaukelstellung zwischen Delhi und Peking zu verharren. Nur so haben wir eine Chance auf Frieden und Stabilität.«

Am Ende unserer Konversation lädt mich Alex zu sich nach Hause ein. Die Einladung für den morgigen Abend muss ich ausschlagen, wir vereinbaren unseren Meinungsaustausch aber online fortzusetzen.

Zum Abschied bittet er mich jedoch, falls ich über unser Gespräch schreiben sollte, ihn nicht namentlich zu zitieren.

Und schließlich verblüfft er mich mit einer Frage, die offenkundig auf Informationen gründet, die er dem *Sunday Observer* entnahm: »Sagen Sie, was ist bei Ihnen in Deutschland los? Sind in Berlin die Roten Khmer an die Macht gekommen, die jetzt an der Zerstörung Ihres Landes arbeiten? Wie kann man sich selbst in so große Schwierigkeiten bringen?«



*Irak, Dezember 2018*

## Weihnachten bei den Peschmerga

»Wo ist denn Ihr Visum für den Irak?«, fragt die Mitarbeiterin von *Turkish Airlines* am Gate in Istanbul, als ich die Maschine nach Erbil besteigen will. Sie blättert hektisch in meinem Reisepass.

Mein Hinweis, dass deutsche Staatsbürger kein Visum für die Einreise in die *Autonome Region Kurdistan* benötigen, wird von ihr mit der Frage beantwortet: »Wo ist Kiel?« – Das ist mein Geburtsort, wie sie dem amtlichen Dokument entnommen hat.

Die Sache geht noch einmal glimpflich aus, obwohl die Dame Recht hatte und ich nur zum Teil. Selbstverständlich benötigen Deutsche für die Einreise in den Irak ein Visum. Aber die Behörden von Irakisch-Kurdistan verzichten gerne darauf, wenn man über deren Hauptstadt Erbil einreist.

Es ist kurz vor Weihnachten, was auch erklärt, weshalb im Flugzeug viele Sitze frei bleiben. In der Sitzreihe neben mir hat Sylvia Wähling vom Menschenrechtszentrum Cottbus Platz genommen. Sie ist in Begleitung von Vasilis Diamantis, einem griechischen Juwelier, der in der libanesischen Hauptstadt Beirut aufwuchs, daher neben Griechisch, Französisch und Englisch auch fließend Arabisch spricht.

Sylvia Wähling ist gebürtige Griechin, die in den frühen 1980er Jahren zum Studium in die Bundesrepublik kam. Sie reist schon zum elften Mal in den Nordirak. Unser gemeinsames Ziel ist die Stadt Telskuf, im sogenannten »umstrittenen Gebiet des Nordirak«. Dieses Territorium wird von den kurdischen Kämpfern der Peschmerga kontrolliert, aber sowohl von Bagdad als auch von Erbil, der Regierung der Autonomen Region Kurdistan im Irak, beansprucht.

Der Blick aus dem Bordfenster gleitet über die Istanbul, das – es ist spät am Abend – im hellen Lichterglanz erstrahlt. Ich versuche meine Gedanken zu sortieren. Das Auswärtige Amt in Berlin warnte vor Reisen in den Irak, auch in die kurdischen Autonomiegebiete, die als relativ sicher gelten.

Ich krame in meinen Notizen. Kurz vor der Abreise hatte eine Dame vom deutschen Konsulat in Erbil eine fürsorgliche Mail an die Teilnehmer unserer kleinen Reisegruppe gesandt: »Ich weiß, dass die anstehende Reise nicht ihre erste Reise in die Region ist, dennoch möchte ich ausdrücklich darauf hinweisen, dass Telskuf zwar aktuell von Peschmerga kontrolliert wird, aber zu einem umstrittenen Gebiet gehört.

Das Konsulat bittet daher die gesamte Gruppe, größtmögliche Vorsicht gerade auch bei Fahrten über Land walten zu lassen, insbesondere sollte selbstverständlich die Nähe zum zentralirakischen Checkpoint vermieden werden.«

Die Stewardess serviert Kaffee und Softgetränke. Ich greife zu den Informationen, die Silvia Wähling über

Telskuf zusammengestellt hat. »Vor dem Angriff durch den sogenannten *Islamischen Staat* im Sommer 2014 lebten etwa 10.000 Menschen in diesem rein christlichen Ort. Die Bevölkerung flüchtete vor den Terroristen in die Nachbarstadt Alqosh, in die kurdische Umgebung oder ins Ausland.«

Inzwischen ist die Hälfte der Einwohner wieder zurückgekehrt, Telskuf wurde 2016 vom IS befreit.

Das Menschenrechtszentrum Cottbus unterstützt finanziell die Sanierung der 800 Jahre alten St.Jakob-Kirche, welche von den IS-Kämpfern geschändet und schwer beschädigt worden war. Das ist unter anderem der Grund für Sylvia Wählings Reise. Ich habe mich ihr angeschlossen, um vor Ort die Gegebenheiten zu studieren und neue Erkenntnisse zu gewinnen.

Bei den Christen in unserem Reiseziel handelt es sich um chaldäische Christen, die mit der katholischen Kirche in Rom verbunden sind, im Kirchendeutsch spricht man von »uniert«. Einer ihrer prominenten Vertreter war Tarek Aziz, der irakische Außenminister unter Saddam Hussein. Dieser warnte kurz vor der Invasion der USA den Journalisten Peter Scholl-Latour vor den Folgen einer westeuropäischen Beteiligung an diesem Krieg. »Die Amerikaner werden eines Tages wieder hinter ihren Ozean zurückkehren, aber die Europäer bleiben Nachbarn des Orients.«

Peter Scholl-Latour wies in den folgenden Jahren sehr deutlich wiederholt darauf hin, dass der »Krieg gegen den Terror« für die Christen in der Region zu einer Katastrophe werden würde. Wie oft hatte er

während unserer Begegnungen dieses traurige Thema angeschnitten, welches ihn sichtlich bewegte. Nach neuesten Zahlen leben nur noch knapp 250.000 Christen im Irak, 2003 waren es noch über eine Million.

Das Anschnallzeichen erscheint – wir befinden uns im Landeanflug auf Erbil ...

Zwei Stunden sind inzwischen seit unserer Abfahrt aus Erbil, der Hauptstadt der Autonomen Region Kurdistan, vergangen. Scheich Zedo Baedri, unser Begleiter, ein jesidischer Würdenträger, der längere Zeit in Deutschland verbracht hat, macht uns darauf aufmerksam, dass wir uns den »umstrittenen Gebieten« nähern – also jenen Territorien, welche sowohl von Kurden wie auch von Arabern beansprucht werden.

Grund genug, ein wenig über die staatliche Verfasstheit des Irak zu spekulieren. Bei meiner Einreise hatte ich einen irakischen Stempel in meinem Reisepass erhalten, aber nicht die Frage nach einem Visum für den Irak gestellt bekommen. Auch hier, in den Kurdischen Autonomiegebieten, sehe ich nirgendwo Symbole des irakischen Staates. Der heutige Irak – so groß wie Deutschland und Österreich zusammen und von 43 Millionen Menschen bewohnt – entstand nach dem Ersten Weltkrieg. Das Land war von der reisenden britischen Jungfer Gertrude Bell – einer Orientalistin von beträchtlichem Niveau, die höchstwahrscheinlich im Auftrag des Geheimdienstes Ihrer Majestät handelte – »erfunden« worden. Es wurde aus den drei osmanischen Provinzen Bagdad, Mossul und Basra gebildet und als Königreich ausgerufen. Ein Militärputsch im Jahr 1958

führte zum Ende der Monarchie, das Land wurde Republik. Die Bodenschätze, insbesondere Erdöl und Erdgas, weckten fortan große Begehrlichkeiten in der imperialistischen Welt, die immer größer wurden, je stärker der Irak diese für die eigene Wohlfahrt zu nutzen begann.

Nein, staatliche irakische Symbole vermag ich nicht am Wegesrand zu entdecken. Dafür lächelt Masud Barzani von den Hauswänden und Checkpoints der vorbeiziehenden Dörfer und Stützpunkte. Der Präsident von Irakisch-Kurdistan hatte nach einem Unabhängigkeitsreferendum im September 2017 einen eigenen Staat ausrufen wollen, musste aber nach politisch-militärischem Druck aus Bagdad zurücktreten. Dennoch ist er, der Vorsitzende der Demokratischen Partei Kurdistans (PDK), der starke Mann der Kurden im Irak geblieben und hält die Zügel in der Autonomen Region fest in seiner Hand. Während seiner Amtszeit gelang es ihm, die innerkurdischen Spannungen abzumildern und mit seinem Gegenspieler Dschalal Talabani einen Burgfrieden zu schließen.

Barzanis Herrschaftsgebiet entwickelte sich zu einer lebenswichtigen Transitzone zwischen Anatolien und dem Zweistromland, in der die Bevölkerung – auch dank lukrativer Erdölgeschäfte – einen bescheidenen Wohlstand genießt. Es besteht sogar ein für die Region ungewöhnlich hoher Grad an Meinungsfreiheit, wenngleich man sich besser nicht zu kritisch mit dem Thema Korruption – von der der Barzani-Clan zweifelsohne befallen ist – beschäftigen oder unangenehme Fragen

stellen sollte. Dann ist es nämlich schnell vorbei mit der politischen Toleranz und der Meinungsfreiheit, sagten mir kritische Intellektuelle in Erbil.

In den Städten und Dörfern, die wir durchfahren, herrscht Geschäftigkeit, die Sonne scheint mild vom strahlend blauen Himmel. Ziegenherden streunen über die Wiesen, zahlreiche Straßenhändler bieten ihre Waren zum Verkauf an. Es ist schwer vorstellbar, dass diese Region vor vier, fünf Jahren von den Horrortruppen des Islamischen Staates überrannt und erst vierzig Kilometer vor Erbil gestoppt worden waren.

Die überraschende Eroberung der nahen Ölmetropole Mossul und der sunnitischen Nordprovinzen durch die Islamisten schlug eine Schneise von Tod und Zerstörung. Die ohnehin schwache Verbindung zu Bagdad wurde weitgehend zerrissen.

Der Traum der Kurden nach einer staatlichen Unabhängigkeit ist alt, aber erst mit dem Eingreifen einer US-geführten Koalition während des Zweiten Golfkrieg 1991 rückte dieser in greifbare Nähe. Mit Washingtons Unterstützung wurde eine Armee aus ihren Peschmerga aufgestellt – kurdische Freischärler, deren Kampfkraft gefürchtet und bewundert wird. (Als Peschmerga bezeichnen sich auch die bewaffneten Einheiten der politischen Parteien Komalah und PDK-I im Iran, wie auch die Einheiten mehrerer kurdischer Parteien in Syrien.)

Die Tatsache, dass die USA die Kurden fallen ließen, nachdem sie sie zuvor zum Aufstand gegen Saddam Hussein angestachelt hatten und dadurch eine beispiellose humanitäre Katastrophe hervorriefen, wurde von

den Menschen hier natürlich nie vergessen. Ihre Lehre aus dieser Geschichte: Wir können uns nur auf uns selbst verlassen! Man darf sich daher nicht wundern, dass über der Ninive-Ebene, durch die unser Wagen jetzt rollt, die rot-weiß-grüne-Flagge mit der Sonne im Mittelpunkt weht – also die kurdische anstelle der irakischen Fahne.

Jetzt befinden wir uns in den umstrittenen Gebieten des Nordirak. Neben der Fahrbahn liegen Peschmerga-Stützpunkte wie große Maulwurfshügel in der Landschaft. Bis Mossul, erst 2017 in blutigen Straßenkämpfen von den Terroristen des IS befreit, sind es noch dreißig Kilometer. Die Peschmerga rückten teilweise schon im Dritten Golfkrieg, also 2003, in die heutigen Positionen vor, dauerhaft aber erst nach der Zerschlagung und Verdrängung des IS. Das Diktum von Mao Zedong, wonach die Macht aus den Gewehrläufen kommt, scheint bei den kurdischen Kämpfern nichts an Aktualität verloren zu haben.

In der Ferne taucht eine Bergkette auf, zu deren Füßen eine Stadt liegt. »Das ist Alqosh«, sagt der Fahrer und bremst vor dem Peschmerga-Checkpoint ab, der mit der kurdischen Fahne und einem Barzani-Bild geschmückt ist.

Der Soldat, bewaffnet mit einer MPI, schaut kurz in das Wageninnere und tauscht einige Belanglosigkeiten mit dem Fahrer aus. Unsere Ankunft wurde avisiert, andernfalls hätten wir nicht so leicht passieren dürfen.

»Damit komme ich überall durch«, scherzt der Fahrer, ein junger Mann aus Erbil, der sich mit Fahrten wie

dieser sein Chemie-Studium finanziert. Er zeigt auf das chaldäische Kreuz, welches an seinem Rückspiegel baumelt.

Alqosh ist das Zentrum der Chaldäer, auch über dem improvisierten Eingangstor zur Stadt thront ihr Kreuz. Bei dieser Volksgruppe, in früheren Zeiten auch als Assyrer bezeichnet, handelt es sich nicht um Kurden, es wird Arabisch und teilweise Aramäisch – die angebliche Sprache von Jesus Christus – gesprochen.

Die Gläubigen sind für den Schutz durch die Peschmerga dankbar – besonders nach den Erfahrungen der letzten Jahre. Dieses bestätigt auch Mikha Pola Maqdasi, der Bischof von Alqosh, als er uns in seiner Residenz empfängt. Bekleidet mit schwarzer Soutane und dem traditionellen Schulterkragen, der Pellegrina, ist er eine elegante Erscheinung. Er spricht ein akzentfreies Französisch.

Der Bischof lobt das Engagement von Sylvia Wähling für die Menschen in der Region. Die Leiterin des Menschenrechtszentrums in Cottbus ist zu Tränen gerührt. Der Geistliche macht aus seinen politischen Ansichten keinen Hehl. Sollten Alqosh und die Ninive-Ebene auch faktisch wieder unter die Herrschaft Bagdads geraten, unter der sie sich rein staatsrechtlich noch immer befinden, würden die Christen die Region verlassen, erklärt er und verweist zur Begründung auf die unsichere Lage für Christen im Rest des Landes.

Die Äußerungen des Bischoffs rufen mir das statistische Zahlenmaterial ins Gedächtnis, welches ich vor der Reise studiert hatte. Nach dem Einmarsch der Ameri-



kaner 2003, die hier angeblich einen »Leuchtturm der Demokratie« (Präsident George W. Bush) errichten wollten, hatten die Christen die Flucht ergriffen. Schon vor dem Auftauchen des IS suchten Tausende aus Städten wie Mossul und Bagdad in der Autonomen Region Kurdistan Schutz. Lebten 2003 noch über eine Million Christen im Irak, sind es heute nur noch knapp über 200.000 – mit abnehmender Tendenz.

»Warum betreibt das christliche Europa eine derart christenfeindliche Politik, weshalb pflegt der Westen eine so enge Komplizenschaft mit Saudi-Arabien, von wo doch die Gelder kamen, die den Aufstieg des IS beförderten?«, fragt uns ein Mitarbeiter des Bischofs, als wir den Amtssitz verlassen.

Die Frage vermag ich nicht zu beantworten, zumal mich augenblicklich eine andere beschäftigt: Weshalb blieben die Ninive-Ebene und die Stadt Alqosh immer eine Hochburg der Christen – trotz des Terrors des IS? Ich werde sie auch Lara Yussif Zara stellen, die hier seit Sommer 2017 Stadtoberhaupt ist. Sie ist die erste (und vermutlich einzige) christliche Bürgermeisterin im Irak.

Sie empfängt uns im Rathaus von Alqosh, auf dessen Dächern die Fahnen Kurdistans und des Iraks einträchtig nebeneinander wehen. In ihrem Büro halten sich Peschmerga und irakische Militärs auf. Die überwiegend jungen und männlichen Mitarbeiter tragen teilweise Chaldäer-Kreuze als Tattoo am Hals.

Lara Yussif ist eine Mitdreißigerin und strahlt Lebenslust und Energie aus. Sie trägt ein gutgeschnittenes feuerrotes Kostüm, die braunen Locken fallen ihr über die

Schultern. Die Bürgermeisterin verfügt über Heldenstatus: Während des Vormarsches des IS blieb sie mit zehn Kämpfern vor Ort, während die Bevölkerung in Panik die Stadt verließ. Mit der Waffe in der Hand verteidigte sie Alqosh gegen die Dschihadisten – die Front verlief damals nur einen Steinwurf entfernt.

»Nicht nur die Menschen, auch die christlichen Kulturgüter aus der Frühphase unserer Religion waren in höchster Gefahr, wie die Zerstörungswut der sunnitischen Fanatiker andernorts bewies«, sagt sie.

Nach dem Termin im Rathaus schlägt Sylvia Wähling einen Ausflug ins berühmte Höhlenkloster Raban Hormuzd vor, welches aus dem 7. Jahrhundert stammt und nur wenige Kilometer vom Stadtzentrum entfernt liegt.

Nach der Wanderung durch das historische Areal verweile ich einen Augenblick auf der Balustrade und genieße den beeindruckenden Blick über Alqosh und die Weiten der Ninive-Ebene. Diese Gegend ist eine der ältesten Siedlungsgebiete von Menschen. Die Sonne strahlt jetzt kräftig, taucht die Landschaft in gleißendes Licht und bietet einen Vorgeschmack auf die drückende Hitze, die gleich kommen wird.

Scheich Zedo Baedri hat sich zu mir gesellt. »Von hier unten kamen die Truppen des Islamischen Staates. Und hier brachten wir sie zum Stillstand. Hier kämpfen wir auch für euch in Europa – warum wird das dort eigentlich nicht begriffen?«, fragt er und schaut mir dabei ernst ins Gesicht. – Ja warum?

Später erreichen wir Telskuf. Nachdem wir den Peschmerga-Stützpunkt problemlos passiert haben –

Sylvia Wähling und Scheich Zedo Baedri sind im Ort bekannt und augenscheinlich gern gesehen –, beziehen wir unser Quartier. Das Haus gehört einer Familie, die beim Ansturm des IS die Schlüssel einem Bekannten übergab und nach Australien emigrierte. Das Anwesen wirkt stattlich und ist von hohen Mauern umgeben.



*Kontrollpunkt der Peschmerga mit dem Bildnis von Masud Barzani, von 2005 bis 2017 Präsident der Autonomen Region Kurdistan in Nordirak, und der rot-weiß-grünen Nationalflagge mit Sonne*

Nachdem ich mich in meinem Zimmer häuslich eingerichtet habe, begeben wir uns auf die Dachterrasse. Mein Blick schweift über die Dächer, in den Gärten blühen Orangenbäume, verströmen ein angenehmes Aroma. Einige Fassaden sind von Einschusslöchern übersät, die Stromversorgung wird von knatternden Generatoren gesichert, wobei Stromausfälle zum Alltag gehören.

Telskuf wird nicht nur von den vier Peschmerga-Checkpoints gesichert, sondern von einer Anzahl weiterer Stützpunkte, erkennbar an den kurdischen Fahnen, die in den Weiten der Ninive-Ebene flattern.

Am Himmel zieht ein – vermutlich – amerikanisches Bombengeschwader entlang, wahrscheinlich geht es zu einer der US-Basen im Innern des Landes. Seit vierzig Jahren taumelt der Irak von einem Krieg zum nächsten. Ein wahrer Abgrund tat sich allerdings auf, als im Sommer 2014 aus der Ninive-Ebene eine militante Horde auftauchte, die zunächst einen islamischen Staat in Irak und in Syrien proklamierte, um ihn dann unter der Bezeichnung »Islamischer Staat« auf die ganze islamische Umma auszudehnen.

Von nun an erzitterte der gesamte Orient vor einem Prediger, der unter dem Namen Abū Bakr al-Baghdādī fungierte, dessen geistige Autorität angeblich von Marokko bis nach Indonesien reichte. Innerhalb kurzer Zeit, in einer Art Blitzkrieg, erwies sich der IS seinen militärischen Gegnern als weit überlegen. Bestehend aus jenen »Grünen Legionen«, deren Kämpfer ihr blutiges Handwerk, gespeist von Geldern aus Saudi-Arabien – dem engen Verbündeten des Westens –, auf den

Schlachtfeldern des internationalen Dschihad von der Pike auf erlernt hatten.

Den größten militärischen Erfolg erzielte der IS mit der Eroberung der zweitgrößten Stadt des Irak, die Metropole Mossul, nur etwa dreißig Kilometer von meinem Aussichtspunkt entfernt. Von Mossul aus organisierte al-Baghdādī, der fortan nur noch mit dem schwarzen Turban eines Kalifen auftrat, ein zusammenhängendes Territorium. Der »Islamische Staat« ignorierte bestehende Ländergrenzen, die darin lebenden »Ungläubigen« – Jesiden, Schiiten, Christen und andere Vertreter anderer Religionen – wurden verfolgt.

»Vor zwei Jahren hörten wir von hier aus die Detonationen«, berichtet Peter Chris Bürger, einer der Mitstreiter von Sylvia Wähling. Bürger war schon einige Tage zuvor aus Deutschland angereist. Der Chemnitzer hat sich eine Zigarette angezündet »Das war bei der Rückeroberung der Stadt vom IS.«

Bürger, der in den letzten Jahren häufig zu Gast in Telskuf war, erinnert sich. »Vor dem Angriff des IS lebten etwa 10.000 Menschen hier. Fast die gesamte christliche Bevölkerung floh in den Nachbarort Alqosh, den ihr gestern besucht habt.«

Jeder zweite Einwohner sei seit der Befreiung der Ninive-Ebene durch die Peschmerga-Truppen im Herbst 2016 zurückgekehrt, um in der angestammten Heimat das Leben zu bestreiten. Sukzessive werden die Häuser wieder aufgebaut und verdeutlichen, dass die Christen auch in den muslimisch dominierten Irak gehören.

»Die Ninive-Ebene ist seit mehr als zwei Jahrtausenden ein überwiegend von Christen dominiertes Gebiet, das seine ethnische und religiöse Vielfalt von Christen, Jesiden und Muslimen nicht aufgeben darf.« Sagt Peter Chris Bürger, tritt seine Kippe aus und lädt zur Besichtigung der Baustelle an der 800 Jahre alten St. Jakob-Kirche ein. Zu Fuß gehen wir durch den Ort in Richtung der alten Kirche. Im kleinen Stadtzentrum herrscht reges Treiben. Die ausländischen Besucher werden von den Einheimischen sehr freundlich aufgenommen.

Das Menschenrechtszentrum Cottbus ist ein Verein dem vorwiegend ehemalige politische Gefangene der DDR angehören, Peter Chris Bürger zählte auch dazu. Der Verein hilft bei der Sanierung von St. Jakob finanziell. Es gibt viel zu tun. Drei Freiwillige – zwei junge Männer aus Berlin und ein muslimisch-kurdischer Flüchtling, der in NRW lebt – haben ganze Arbeit geleistet, wie Bürger anerkennend feststellt.

Patrick, ein junger Mann aus Berlin-Friedrichshain, führt mich über die Baustelle. Die Umgebung ist eine Trümmerlandschaft – Folge der Kriegshandlungen wie auch der Jahrhunderte. Nur wenige Meter entfernt erhebt sich das neue Jugendzentrum. Sylvia Wähling dekoriert die Räume inklusive Bar und Billard mit Weihnachtsschmuck. Dieses Gebäude wurde von der chaldäischen Diaspora-Gemeinde und dem Cottbuser Menschenrechtszentrum finanziert.

Am Abend der feierlichen Eröffnung platzt das Jugendzentrum aus allen Nähten. Alle Honoratioren der Stadt sind gekommen. Feierliche Reden werden gehalten



*Roman Schack in Nordirak. Seine Waffe ist der Stift, nicht die Kalaschnikow neben ihm*

und Turniere in Billard und Tischtennis ausgetragen. Vasilis Diamantis, der griechische Juwelier, war in seiner Jugend ein preisgekrönter Billardmeister – er hat die Geschenke gesponsert, welche auf einem Gabentisch präsentiert und von Jugendlichen neugierig begutachtet werden. »Dieser Ort soll eine Anlaufstelle für das soziale Leben in Telskuf werden, denn neben mangelnder Sicherheit und Einkommen, sind fehlende soziale Aktivitäten ein häufiger Grund, warum junge Leute in Städte

abwandern oder gleich ins Ausland gehen«, begründet Sylvia Wähling das Engagement vor Ort.

Bezüglich der Restauration von St. Jakob gibt sie zu bedenken: »Kirchen sind für die Christen identitätsstiftend. Für die Menschen in Irak, die schon so lange von Krieg und Terror heimgesucht wurden, ist die Sanierung einer Kirche ein Zeichen von Hoffnung. Unser Traum ist es, nächstes Jahr Weihnachten in der St. Jakob-Kirche feiern zu können, so wie wir dieses Jahr in der chaldäisch-katholische Kirche St. Georg die Messe zelebrieren. Es ist das erste wieder aufgebaute Gotteshaus nach der Zerstörung durch den IS.«

St. Georg befindet sich gegenüber vom Jugendzentrum und war beim Einmarsch durch den IS schwer zerstört worden. »Damals wurden IS-Parolen unter anderem auf Deutsch an die Wände geschmiert worden«, erinnert sich Chris Bürger.

Der Heiligabend beginnt mit einem Wetterwechsel. Es ist kalt geworden, kalt und nass. Auf Anregung und Initiative von Patrick, dem Freiwilligen aus Berlin, macht sich die Gruppe auf, die Peschmerga in den Checkpoints von Telskuf mit Weihnachtsgeschenken zu überraschen. »Diese Männer haben nicht nur den IS vertrieben, sondern schützen auch seit Jahren die Stadt«, sagt Patrick. »Als Dank dafür erhalten sie von uns Geschenke, unter anderem Essen und einen Teppich – denn in den Checkpoints müssen sie auf dem Boden schlafen.«

Die kurdischen Kämpfer reagieren sehr erfreut und bereiten uns in ihren spartanischen Unterkünften einen herzlichen Empfang. Viele dieser Männer standen



gegenüber den IS-Truppen in blutigen Kämpfen. Die meisten Soldaten stammen aus verschiedenen Regionen der kurdischen Autonomiegebiete im Nordirak – die flache Landschaft der Ninive-Ebene mit ihren christlich-aramäischen Bewohnern ist ihnen fremd. Die Checkpoints mit dem Bildnis Barzanis und den kurdischen Flaggen signalisieren den Gebietsanspruch gegenüber der Regierung in Bagdad, von der man sich in Erbil immer weiter emanzipiert.

Vasilis Diamantis ehrt die Peschmerga, von denen viele Muslime sind, mit Kreuzen, die er speziell für diesen Aufenthalt angefertigt hatte. Als der Chef der gemischt religiösen Gruppe auch für sich und seine muslimischen Kollegen ein Kreuz fordert, wird das von allen Seiten mit Freude registriert. Der Oberst berichtet, während der obligatorische Tee gereicht wird, dass die IS-Kämpfer mit fanatischer Todesbereitschaft gekämpft hätten.

Die Peschmerga äußern Unverständnis darüber, dass der Westen unter der Führung der USA mit Staaten paktieren, die den IS unterstützten, und zeigen mir bereitwillig ihre Waffen. Neben der obligatorischen Kalaschnikow gibt es auch ein paar »Panzerfäuste« und Schnellfeuerwaffen.

Die schiitische al-Haschd asch-Scha'bi Miliz, die nur fünf Kilometer entfernt stehen soll, aber unsichtbar ist, sei auf jeden Fall viel besser ausgerüstet als man selbst. Niemand der Anwesenden hat Zweifel daran, dass diese Miliz von der Regierung in Bagdad entsandt wurde, um eines Tages den Kurden die umstrittenen Gebiete des Nordirak abspenstig zu machen.

Wir verabschieden uns.

Über der Ninive-Ebene liegt jetzt Nebeldunst und taucht die Landschaft in eine düstere Agonie. Der Weihnachtsgottesdienst an diesem Heiligen Abend wird allerdings in jener liturgischen Pracht entfaltet, die dem orientalischen Christentum zu eigen ist und welche in Europa – durch den Tanz um das goldene Kalb – längst abhanden kam.

In der St. Georg-Kirche werden die Sitzplätze knapp. Die anwesenden Gäste – es scheint der ganze Ort gekommen zu sein, darunter viele ehemalige Bewohner der Stadt, die längst im Ausland leben – sind festlich gekleidet. Eine feierliche Stimmung macht sich breit.

Der Gottesdienst wird in Aramäisch abgehalten, während draußen vor der Tür die Peschmerga mit entscherten Gewehren den Schutz der Weihnachtsfeier garantieren, ohne dabei ihren Blick von der in Dunkelheit versunkenen Ninive-Ebene abzuwenden, von dort, wo vor einigen Jahren wie aus dem Nichts die Truppen des IS auftauchten.

Während die Gläubigen in der Kirche wieder in einen ihrer Gesänge einstimmen, fällt mir die Frage des Peschmerga-Oberst von heute Vormittag wieder ein: »Weshalb paktiert der Westen mit Staaten wie Saudi-Arabien und den Emiraten, mit deren Geldern doch die Waffen des IS finanziert wurden und werden?«

edition ost –  
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe

ISBN 978-3-360-02813-6

1. Auflage 2023

© edition ost Verlag und Agentur GmbH, Berlin

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet,  
dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg  
zu vervielfältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlag: Harm Neitzel

Fotos: Ramon Schack

Satz: edition ost

Druck: Printed in the EU

[www.eulenspiegel.com](http://www.eulenspiegel.com)